

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 25

Artikel: Mörikes Peregrina in Bern
Autor: Corrodi, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640488>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

materialien. Wir werfen noch einen Blick in den offenen Dachraum, der einer Bühneneinrichtung für Schüleraufführungen in der Turnhalle und dem Simonschen Relief des Berner Oberlandes (dieses Kunstwerk harret noch einer günstigeren Aufstellung) als Aufbewahrungsraum dient.

Ein besonderes Wort verdient noch der künstlerische Schmuck des Schulhauses; er ist so recht der Ausdruck der Opferfreudigkeit unserer Stadt gegenüber der Schule. Nicht nur sind die sämtlichen Schulzimmer mit guten Steindrucken und Seemannsbildern geschmückt, sondern auch die Gänge tragen Bilderschmuck und zwar sind es Freskobilder über den Türen, ausgeführt von namhaften Berner Künstlern wie Böß, Brach, Senn; des großen Wandgemäldes von Surbek im Singaal haben wir schon gedacht. Für die Fenster der Halle hat Leo Sted einige farbenfreudige Glasbilder entworfen. Die Skulpturen an der Fassade stammen von Bildhauer Karl Hännli.

Statten wir noch schnell dem Schul- und Versuchsgarten einen flüchtigen Besuch ab. Beide liegen, gut eingefriedet, mit Gartenhaus, Gemüsekeller, 8 Couchen und einer Wasseranlage versehen, in unmittelbarer Nähe des Schulhauses. Sie dienen der Gartenarbeit und der Pflanzenbeobachtung. Die wohlangepflanzten Gemüsebeete und die sorgfältig gepflegten mit Holztäfelchen etikettierten Pflanzengruppen des biologischen Abteiles verraten die fleißigen und begeisterten Fachleiter.

Auch der Spiel- und der Turnplatz sind im großen und ganzen zweckentsprechend angelegt. Leider ist letzterer durch eine ganz unnötige Durchgangsstraße vom Schulhaus abgeschnitten. Die Turnhalle wird mit allem Raffinement den Anforderungen des heutigen Turnunterrichts gerecht.

Kein Besucher des neuen Schulhauses an der Münstingerstraße wird sich dem Eindruck verschließen können, daß hier in intensiver Zusammenarbeit von Schul- und Baubehörden, von Lehrkunst und Baukunst Mustergültiges geleistet wurde. Gewiß wird das Beispiel weit ins Land hinaus befruchtend und anregend wirken zur Genugtuung all derer, die sich mit Hingabe und Begeisterung am Zustandekommen des Werkes beteiligt haben. H. B.

Mörikes Peregrina in Bern.

Von P. Corrodi, Zürich.

Es sind nun genau hundert Jahre her, als in der Stadt Ludwigsburg in Württemberg eine junge Fremde von auffallender, dunkellocher und glutaugiger Schönheit erschien, die rasch die Herzen der jungen Leute in der verträumten Rokokostadt in Aufruhr versetzte. Sie nannte sich Maria Meyer, hüllte aber ihre Herkunft in geheimnisvolles Schweigen. Der Brauer und Gastwirt Helm hatte sie, von Stuttgart nach Ludwigsburg fahrend, ohnmächtig auf einem Steinhaufen an der Landstraße liegend gefunden und mit sich genommen. Sie hatte ihn gebeten, ihr in seinem Hause als Kellnerin Unterkunft zu gewähren; er erfüllte die Bitte gern, da er nicht mit Unrecht meinte, das Mädchen in seiner fremdartigen Schönheit würde seiner Gaststube eine besondere Anziehungskraft verleihen. Unter den jungen Leuten, die wie Nachtfalter eine brennende Kerze die schöne Fremde umschwärzten, ragten zwei besonders feine Köpfe hervor, der 21jährige Beamte Rudolf Lohbauer und der 19jährige Student der Theologie Eduard Mörike, der zwar nicht in Ludwigsburg wohnte, aber oft von Stuttgart, dem Witwen-sitze seiner Mutter, zum Besuch seiner Freunde nach Ludwigsburg, der Heimat seiner frühesten Kindheit herüberkam. Rasch flammte in den empfindsamen Herzen der Freunde, die beide Dichter waren, die Leidenschaft für die seltsame Fremde auf, wachgerufen nicht nur durch deren dunkle Schönheit, sondern auch durch eine für ihren Stand auffallende Geistesbildung, zeigte sie sich doch mit den Werken Goethes, Jean Pauls und anderer Dichter vertraut. Und ein weiterer Umstand erhöhte den Reiz des Geheimnisvollen, der das Mäd-

chen umgab: Ihr Geist wukte auf dunklen Pfaden in unbekannte Fernen zu schweifen; sie war eine Sonnambule und pflegte die geheimnisvolle Kunst des Magnetismus, der in hohem Maße die Geister jener romantischen Zeit beschäftigte. Die beiden jungen Poeten verehrten in der schönen Fremden, die ihnen gegenüber Andeutungen fallen ließ, sie stamme aus Oesterreich oder Ungarn und sei von Hause entflogen, weil sie zum Eintritt in ein Kloster habe gezwungen werden wollen, ein höheres Wesen, das durch ein dunkles Schicksal aus ferner Heimat vertrieben, das bittere Brot der Fremde essen mußte. Lohbauer bestürmte seine Mutter, die Witwe eines im Kriege gefallenen Hauptmanns, das verlassene Mädchen in ihr Haus aufzunehmen; dies geschah, und zwischen den beiden Töchtern der Frau Hauptmann und der geheimnisvollen Fremden wurde alsbald eine schwärmerische Freundschaft geschlossen, wie sie im Geiste jener gefühlvollen Zeit lag. Mörike kehrte nach Tübingen zurück, um sein Theologiestudium fortzusetzen, und sah seinen Verkehr mit Maria auf einen Briefwechsel beschränkt. Seine Liebe blieb nicht unangefochten; schlimmes Gerede über die Fremde wurden herumgeboten; Mörikes fein empfindende Schwester Luise warnte ihn vor Maria, deren ganzes Wesen ihr in einem geheimnisvollen, dunklen, fast zweideutigen Licht erscheinen wollte. Sie vermied an ihr die zarte Schüchternheit einer wahrhaft frommen weiblichen Seele und hatte den Eindruck, sie sei nicht wahr. Diese Zweifel schienen ihre Bestätigung zu erhalten, als plötzlich die Nachricht eintraf, Maria sei aus Ludwigsburg verschwunden, niemand wußte, wohin.

Erst gegen Ende des Jahres tauchte sie in Heidelberg wieder auf, wo sie wieder im Angesichte der Stadt ohnmächtig niedergesunken war. Hier zeigte sich ihr das Glück zunächst weniger hold: Sie wurde als Landstreicherin verhaftet. Auf günstigen Bericht aus Ludwigsburg, auf den sie sich berufen hatte, fand sie aber auch in Heidelberg Aufnahme in edlen Familien, die wetteiferten, der schönen Wandernden die verlorene Heimat zu ersetzen. Sie erzählte den neuen Freunden von ihren Beziehungen zu Lohbauer und Mörike und zeigte gern die Briefe vor, welche sie von den begeisterten Jünglingen erhalten hatte. Allein, auch in Heidelberg begann Maria bald Unarten zu zeigen, die mit dem idealen Bilde der reinen, heiligen Wanderin, die, durch widrige Mächte aus der Heimat vertrieben, trauernd durch die Fremde zog, wie die romantischen Heidelberger es sich ausgemalt hatten, wenig übereinstimmen wollten. Wann Maria die Neckarstadt verlassen hat, steht nicht fest; sie erschien im Frühjahr 1824 in Freiburg im Breisgau, wo sie durch Vermittlung eines Professors, der ebenfalls zu ihren früheren Freunden zählte, wieder wie in Ludwigsburg in einem Gasthof als Kellnerin Unterkunft fand, aber wegen des Zudränges der jungen Herren, Studenten und Zugewandten, die die mythische Schöne zu bewundern kamen, und nach einem dadurch veranlaßten Wortwechsel mit der Wirtin bald wieder verschwand.

Sie erschien in den ersten Julitagen in der schwäbischen Universitätsstadt Tübingen. Wieder war sie vor der Stadt ohnmächtig niedergesunken; ein Student brachte sie in ein Gasthaus, krank, verlassen, in höchster Not. Auch in Tübingen fand die schöne junge Fremde dank ihrer dunklen Schönheit und ihrer geheimnisvollen Eigenschaft als Sonnambule das lebhafteste Interesse der gebildeten Kreise, vor allem der studierenden Jugend, aber auch von Damen und Herren der vornehmen Gesellschaft. Einer der letzteren wollte sie in sein Haus aufnehmen, was aber am Widerstand seiner Gemahlin scheiterte. Schließlich sammelte man Geld, um der Verlassenen die Heimreise zu ermöglichen, und Anfangs August zog sie ab, Schaffhausen zu, von wo sie herkam.

Und Mörike? Er hatte nach der Flucht Marias aus Ludwigsburg schmerzlich erkennen müssen, daß er sein Herz einer Unwürdigen geweiht habe. Er zwang sich, Maria zu vergessen; dafür bildete der Dichter sich in seinem Innern aufs neue die wunderbare Gestalt, wie sie ihm zuerst er-

schienen war, „das heilige Nachtbild der wandernden Jungfrau“, an deren Geschick er das seinige mit tief verborgenen Banden geknüpft glaubte. In ihm regte es sich, „das vom Schicksal in seine Tage gegrabene Gedicht aufzuzeichnen und in einem Trauerspiel niederzulegen“, das ihm geradezu als die höchste Aufgabe seines Lebens vorschwebte. Als nun nach Jahresfrist diejenige, die er nur noch „als heilige Reliquie“ in seinem Herzen zu tragen glaubte, krank, verlassen und in höchster Not in Tübingen erschien, als gemeine Menschen durch Zufall in ihre Nähe gebracht wurden, elende Gerüchte an seinen Ohren vorbeistrichen, ergriff ihn tiefste Bewegung und Verzweiflung, ja, er schwebte am Rande des Wahnsinns. Mitten im Semester kehrte er, von einem treuen Freunde begleitet, krank an Leib und Seele, der Universitätsstadt den Rücken und flüchtete nach Stuttgart zu Mutter und Schwester, die den tief Verwundeten wie ein krankes Kind pflegten und beruhigten. In seiner Dichtung fand Mörike die Erlösung von dem ihn umschwebenden Schatten Marias. Der Gedichtzyklus „Peregrina“ entstand in seiner frühesten Form in diesen Tagen; zu den wundervollsten Gaben seiner Muße gehörend, spiegelt er in genialer Ausmalung das tragische Schicksal der verlorenen Geliebten und die Geschichte seiner rasch aufflammenden und lange nachglühenden Leidenschaft. Auch das geplante Trauerspiel schrieb Mörike, verbrannte es aber im ersten Unmut, da es ihm nicht ganz die Höhe seiner Idee erreicht zu haben schien. Ganz befreit von der dämonischen Erscheinung der Fremden war er erst acht Jahre später, als er seinen wundervollen Roman „Maler Nolten“ vollendet hatte, in welchem die unglückliche Elisabeth, die irrsinnige, durch die Lande ziehende Zigeunerin, das poetische Spiegelbild Marias zeigt; in grandioser Weise hat Mörike hier den Gedanken des Zauberkreises, der sein Schicksal an dasjenige Marias zu fesseln schien, in dem unheimlichen dunklen Bande, das den jungen Maler Nolten unentfliehbar an die dämonische Zigeunerin fettet, zur Darstellung gebracht.

(Schluß folgt.)

Der Zauberer.

Eine Szene im Dorfwirtshaus.

(Aus dem Englischen der „Millgate Monthly“.)

„Zufall, bloßer Zufall!“ behauptete der Wirt, indem er mit kräftigem Ruck sein Glas auf den Tisch setzte. — „Ich sage, so etwas ist Zufall und nichts anderes!“

Der ihm zunächst sitzende Fuhrmann pflichtete ihm nachdenklich bei:

„So will es mich auch bedünken. Die sogenannte Telepathie oder Gedankenübertragung kann mir nicht in den Kopf. Was meint Ihr wohl, wenn unsere besseren Hälften jedesmal, so gewissermaßen per Distanz, durch die Kunst des Gedankenlesens unsere Wirtshausbesuche miterlebten und die Meine gerade das Schnäpslein sähe, das vor mir steht?“

„Das glaube ich, da würde ja Ihr Leben zur Hölle,“ replizierte der Wirt, der diese Seite der Angelegenheit noch nicht ins Auge gefaßt hatte. „Man sollte sich mit solchem Gespensterglauben nicht abgeben,“ fügte er mit einem Seitenblick auf die noch unberührten Gläser der Gäste hinzu.

„Es muß aber doch etwas daran sein,“ meinte hingegen der Mehger, der den Gegenstand aufs Tapet gebracht hatte. Und zur Bekräftigung seiner Meinung führte er ein Erlebnis aus seiner eigenen Praxis an. Als er sich kürzlich auf dem Fleischblock zur Hälfte den Daumen abgehauen hatte, sei gleich sein Weib über die Dorfweide herangelaufen, in plötzlicher Ahnung des Unglücks, das ihn betroffen. Wie wolle man denn nun das erklären?

„Zufall!“ behauptete der Wirt wiederum.

Der Fuhrmann, der nach einer Lösung des Rätsels suchte, bemerkte etwas naiv:

„Vielleicht hörte sie dich brüllen, Joseph?“

In diesem Augenblick betraten zwei Fremde die Wirts-

stube. Sie bestellten sich etwas zum Trinken, nahmen gemächlich Platz und hörten der Diskussion zu.

„Und was denkt Ihr von der Gedankenleserin in Dingsda — mein Vetter Georg hat sie doch selbst gesehen, wie sie mit verbundenen Augen auf der Bühne stand — und ihr Mann stand im Publikum und ließ sich von den Leuten allerlei Dinge geben — Jawohl! Und dann fragte er: Was hab' ich da? Und sie erriet es, indem sie einfach über die Versammlung rief: Du hast das und das! Und immer stimmte es. Was sagt Ihr nun dazu?“

Dieses Beispiel war für den Wirt und den Fuhrmann von erdrückendem Gewicht. Sie saßen wortlos, und der durch ihr Schweigen ermutigte Mehger fuhr fort:

„Es mag schon etwas Hexerei dabei sein, aber man kann die Sache doch nicht rundweg ableugnen. Ich denke, es handelt sich da um eine besondere Gabe, so eine Art Eingebung, wie es andere Künste der Art gibt!“ Und indem er sein volles Glas ergriff, leerte er es mit einem sicheren Zuge bis zur Neige.

Einer der Fremden, ein junger Mann von stattlichem Wuchs, in dickem Wollanzug und mit einem über die Stirn herabgekrempelem Hut, mischte sich in die Unterhaltung.

„Sie sind ganz im Recht,“ versicherte er, „und wenn Sie mir mein Hineinreden in die Sache nicht übel nehmen, möchte ich bemerken, daß an der Gedankenübertragung doch viel Wahres ist und daß bei der Begegnung von Menschen, die mit jener geheimnisvollen Kraft begabt sind, wie es bei den eben genannten Personen der Fall zu sein schien, der bloße Zufall doch nur eine höchst untergeordnete Rolle spielen kann.“

Der Mehger, der einen Verbündeten gefunden hatte, warf dem Wirt und dem Fuhrmann einen ungeduldrigen Blick zu.

„So zum Beispiel,“ fuhr der Fremde fort, „war es zwar ein Zufall, daß mein Freund und ich uns hier im Dorfe trafen, aber was den Zufall herbeiführte, war doch die Gleichgestimmtheit unseres Geistes, die Neigung, uns seelisch zu verbinden, sodaß unsere Gedanken sich im gleichen Punkte trafen.“

„Glauben Sie und wollen Sie damit sagen, daß Sie das gleiche zu tun vermöchten wie jene Person auf der Bühne?“ fragte der Mehger begierig; denn im Grunde seines Herzens war er in bezug auf jene Gedankenleserin doch etwas ungläubig, da sein Vetter Georg vielleicht in seinem Bericht etwas aufgeschnitten hatte.

„Ich kann sogar mehr als das,“ entgegnete der junge Mann, „denn ich brauche nicht einmal bei dem Experiment zu sprechen, während doch der Herr, der damals im Publikum manipulierte, bei jedem Gegenstand, den er sich geben ließ erst hinüberfragen mußte: „Was hab' ich jetzt?“

Die Gesichter der drei Dörfler drückten höchstes Erstaunen aus. Sie schoben sich näher zusammen und man hörte ein Geflüster. Inzwischen tranken die beiden Fremden ihr Bier aus.

„Wir möchten doch einmal sehen, wie es sich damit verhält,“ sagte der Wirt endlich.

„Mit Vergnügen,“ rief der Fremde. „Da Sie aber wohl begreifen, daß diese Gedankenkunst eine große Kraftausgabe für unser Hirn bedeutet, verlangen wir als Belohnung, sofern wir die Prüfung bestehen, Gratiszede und ein gutes Nachtessen dazu.“

Der Restaurateur, der für den Abend auf ein gutes Geschäft rechnete, erklärte sich gerne zu diesem Entgegenkommen bereit.

„Die einzige Bedingung, die ich stelle,“ setzte der junge Mann hinzu, „ist die, daß es im Saal absolut still sein muß und daß man mir eine leere Zigarrenkiste gibt, in welche die Gegenstände ganz lautlos hineingelegt werden. Ich halte die Schachtel, hämmere nur mit irgend einem Gegenstand auf den Deckel und mein Freund, der mit verbundenen Augen ganz am Ende des Saales sitzt, gibt jedesmal Antwort.“